



Revierkurier

Herausgeber: Bayerischer Jagdverband



Liebe Jägerinnen und Jäger,
verehrte Freunde der Jagd,

da heißt es immer, Rehe und Hirsche gefährdeten mit ihrem Heißhunger unsere Waldbestände. Trotzdem aber müssen wir gesunde, dichte Wälder haben, denn eine ausgewachsene Kuh konnte sich monatelang in den bayerischen Forsten verstecken, ohne dass man ihrer habhaft wurde. Sie ahnen es – es geht um Yvonne, die Kuh, die ein Reh sein wollte.

Dutzende von Tierschützern durchkämmtten die Wälder, Hubschrauber mit Wärmebildkameras stiegen auf, Ochse Ernst und Schwester Waltraut lockten, ja sogar eine Tierkommunikatorin will mit Yvonne übers Aufgeben „gesprochen“ haben – es hat alles nichts genützt. Schließlich hat sich Yvonne am 1. September freiwillig „gestellt“.

Fast könnte man meinen, man habe ihr etwas geholfen, so lange „unfassbar“ zu bleiben, denn das Medienecho war gewaltig – ein riesiger PR-Erfolg – nicht nur für die Kuh.

Übrigens: Bayerns Jäger haben im letzten Jahr ohne viel Aufhebens über eine Viertel Million „richtige“ Rehe in freier Wildbahn aufgespürt und erlegt.

Prof. Dr. Jürgen Vocke, Präsident
des Bayerischen Jagdverbandes

Der Kormoran

Des einen Freud, des anderen Leid

Die einen sagen: der Kormoran ist zur Plage geworden, die anderen sagen: er ist eine Bereicherung unserer Fauna. Und irgendwo dazwischen steht der Jäger, der jetzt regelnd eingreifen soll. Der ehemalige Fischereidirektor des Regierungsbezirks Mittelfranken, Diplombiologe Dr. Dieter Piwernetz, Mitglied im Landesausschuss des Bayerischen Jagdverbandes, stellt den Kormoran vor, der für viele noch ein unbekanntes Wesen ist.

Weltweit werden beim „Großen Kormoran“ sieben Unterarten unterschieden, von denen in der EU im Wesentlichen nur zwei Unterarten fischereilich von Bedeutung sind: die heimische Küstenrasse oder Atlantische Rasse, die den lateinischen Namen *Phalacrocorax carbo carbo* trägt, und die nichtheimische Fest- oder Binnenlandrasse, lateinisch *Phalacrocorax carbo sinensis*. In vielen ornithologischen Nachschlagewerken und populärwissenschaftlichen Vogelbüchern wird erstaunlicherweise nicht zwischen den beiden Kormoranrassen unterschieden. Beide Unterarten werden dort als eine Art, nämlich als *Phalacrocorax carbo*, aufgeführt, und die Eigenschaften beider Rassen in einer Gesamtbeschreibung vermischt. Dies erklärt die ungenauen und teilweise falschen Aussagen, die zu Meinungsverschiedenheiten in den Diskussionen führen.

Die so genannte Nominatrasse *Phalacrocorax carbo carbo* – also die Unterart, die als erstes beschrieben wurde – hat Carl von Linné bereits 1758 beschrieben. Die Binnen- oder Festlandrasse *Phalacrocorax carbo sinensis*

wurde 1798 von dem Zoologen Johann Friedrich Blumenbach und 1801 nochmals von den Biologen George Shaw und Nodder beschrieben. Eine Unterscheidung der beiden Rassen war in Dänemark und Schweden schon sehr früh üblich. In Schweden gibt es für die beiden Unterarten eigene Namen, nämlich Storskarv und Mellanskarv. Unterarten weisen konstante geographische Verschiedenheiten in Verbreitung und Lebensweise auf (s. Tabelle auf S. 3).

Die Atlantische Rasse, *Phalacrocorax carbo carbo*, kommt im Küstenbereich Europas schon seit Jahrhunderten in stabilen Beständen vor. Sie führt nur Wanderungen entlang der europäischen Meeresküsten aus und zieht nur gelegentlich entlang der Flüsse als seltener Wintergast ins Binnenland. Diese Küstenrasse richtet deshalb in den Fischbeständen und im Ökosystem der Binnengewässer nur geringe Schäden an. Es ist nicht bekannt, dass in den vergangenen Jahrhunderten von dieser Rasse auch nur eine einzige Fischart in den Binnengewässern gefährdet worden ist.



Festlandrasse, *Phalacrocorax carbo sinensis*



Atlantische Küstenrasse, *Phalacrocorax carbo carbo*

Die Binnenlandrasse, *Phalacrocorax carbo sinensis*, lebt in Asien – *sinensis* bedeutet chinesisches – und wird dort auch heute noch zur Fischerei verwendet. Der Vogel wurde im 18. Jahrhundert von den Niederländern in Europa eingeführt, um dieser besonders bei Aristokraten beliebten Fischerei zum Vergnügen nachzugehen. Als das Interesse nachließ, verwilderte dieser asiatische Vogel und bildete im IJsselmeer – ein See in den Niederlanden – Brutkolonien. Diese breiteten sich aus und wuchsen mit der Zeit zu einer „westlichen Population“ an. In den letzten Jahrzehnten dehnte die asiatische Population ihr Verbreitungsgebiet nach Westen aus und entwickelte in Europa eine raschwachsende, „östliche Population“. Die Binnenlandrasse ist ein Zugvogel, der auf seinen Wanderungen weite Strecken zurücklegt und zu den gefürchteten Winterkonzentrationen im Binnenland führt. Die Binnenlandrasse kommt heute in Regionen vor, wo sie nachweislich noch nie vorgekommen ist. Selbst der sehr vogelschutzfreundliche so genannte REDCAFE-Bericht – Bericht zur Reduzierung der Konflikte zwischen Kormoranen und Fischerei in gesamteuropäischem Maßstab – stellt fest, dass die Kormorane heute häufiger und weiter verbreitet sind, als jemals zuvor.

Abgesehen von einer gelegentlichen

Rupfung durch Seeadler haben Kormorane keine natürlichen Feinde. Kormoranen fehlt das innerartliche Konkurrenzverhalten, weshalb sie sich zu riesigen Brutkolonien zusammenschließen können und die Nistbäume und ihre nähere Umgebung durch ihren ätzenden Kot zerstören. Dies betrifft auch die Schlafbäume. Brutkolonien von Kormoranen veröden daher auf lange Zeit. Der territoriale Bedarf des Einzeltieres ist zwar gering, durch die hunderten, gelegentlich auch tausenden Horste werden aber relativ große Areale beansprucht.

Diese Gegebenheiten und die strengen Schutzmaßnahmen der EU haben in wenigen Jahrzehnten in Mitteleuropa zu der bekannten Massenvermehrung der robusten und sehr anpassungsfähigen Binnenlandrasse geführt. 2006 wurde die westliche Population auf mehr als eine Million Vögel geschätzt und die östliche ebenfalls auf eine Million. Insgesamt wurde der europäische Bestand 2006 auf über zwei Millionen Kormorane geschätzt. Der Bestand dürfte gegenwärtig wesentlich höher sein.

Die Bestände der Atlantischen Küstenrasse nehmen in Europa nur geringfügig zu. Die fischereilichen Schäden durch diese Unterart halten sich im Binnenland in tragbaren Grenzen.

Die Bestände der Festlandrasse hingegen wachsen in Europa immer noch,

wenngleich die Zunahme nun langsamer zu erfolgen scheint. Doch die flächendeckende Ausbreitung über ganz Europa und die Eroberung immer kleinerer Gewässer hält an. Die Wanderungen großer Schwärme nehmen zugunsten immer kleiner werdender Gruppen ab, die dafür länger auf dem gleichen Gewässer bleiben. Die Auflösung von Großbrutkolonien zugunsten immer kleinerer Brutkolonien lässt sich feststellen und erschwert in Verbindung mit den riesigen vorhandenen Populationen effektive Kormoranzählungen.

Die Festlandrasse zerstört die Ökosysteme in Binnengewässern

Ein Ökosystem umfasst die Umwelt, auch Biotop genannt, und die Lebewelt, die so genannte Biozönose. Es ist eine Einheit, die im Stoffaustausch steht und sich selbst erhält. Ein Ökosystem lässt sich in seiner Struktur und seinen Wechselbeziehungen gegen seine Umgebung abgrenzen. Die Organismen eines Lebensraumes sind durch mannigfache Beziehungen direkt oder indirekt miteinander verbunden. Massenvermehrungen oder Zusammenbrüche von Arten kommen in einem Ökosystem kaum vor. Ein Ökosystem verfügt über die Fähigkeit zur Selbstregulation, es befindet sich in einem biologischen Gleichgewicht.

Die Binnenlandrasse des Kormorans erschließt sich durch ihre weiten Wanderungen alle Nahrungsräume des Binnenlandes. Wenn ein Gewässer leer gefressen ist, ziehen die Kormorane weiter. Genau diese Tatsache ist ein Beweis dafür, dass diese Rasse kein Teil der Ökosysteme der heimischen Gewässer ist. Räuber, die Teil eines Ökosystems sind, wie zum Beispiel die heimischen Raubfische, das heimische Raubwild und die heimischen Raubvögel, rotten den Bestand der Beutetiere ihres Lebensraumes niemals aus. Zwischen Räuber und Beute besteht ein direktes Abhängigkeitsverhältnis, das sich in der Vermehrungsrate und dem Brutaufkommen widerspiegelt. Gibt es wenig Beute, dann gibt es auch wenig Räuber und umgekehrt. Kormorane der Binnenlandrasse stören deshalb die Ökosysteme in den Binnengewässern nachhaltig und erheblich. Kormorane sind unersättliche Fischräuber. Sie können bis zu 40 Meter tief tauchen und deshalb in Seen bis in jene Tiefen vordringen, wo noch Netze stehen. Kormorane sind Opportunisten, das heißt sie fressen alles, was gerade da ist und was sie noch hinunterwürgen können: Fische bis zu einem Kilogramm Gewicht oder Aale bis zu 60 Zentimeter Länge. Der tägliche Nahrungsbedarf wird vorsichtig mit einem halben Kilogramm angegeben. Tatsächlich fressen sie weit mehr, vor allem im Winter und während der Brutzeit. Ihren scharfen und spitzen Schnäbeln entgeht kaum ein Fisch. Doch nicht jedes Beutegreifen ist erfolgreich. Deshalb ist die Verletzungsrate unter den entkommenen Fischen hoch.

Verletzte Fische verenden kläglich. Deshalb ist der Fischverlust weit größer als nur die gefressene Menge. Darüber ist in der Fachliteratur ausführlich berichtet worden. Kormorane haben in den letzten Jahren ihre Jagdstrategie geändert. Sie sind noch erfolgreicher geworden. Jagten sie früher in großen Verbänden, so haben sich heute die Verbände in kleine Trupps aufgelöst, die an einem Gewässer bleiben, bis es leer gefressen ist. Dadurch wird ihre letale Vergrämung, sprich das Abschießen der Vögel, erheblich erschwert.

Kormorane der Binnenlandrasse sind Kulturfolger. Verkehr oder Menschen stören sie nicht auf Dauer. Sie gewöhnen sich an alles, wie an vielen Stadtgewässern zu beobachten ist. Sie erkennen aus großen Höhen, welche Gewässer einen guten Fischbestand aufweisen und welche Teiche mit Fischen passender Größe gut besetzt sind. Überspannungen



Foto: G. Pauluhn/piclease

Kormorankolonien zerstören ihre Nistbäume durch ätzenden Kot.

der Teiche sind kein wirklicher Schutz. Die Vögel schlüpfen durch die Maschen. Einhäusungen halten aber Enten und andere Wasservögel fern.

In Bayern sind 80 Prozent aller kieselreichenden und fernwandernden Fische stark oder sogar vom Aussterben bedroht. Kormorane fressen nachweislich die besonders empfindlichen Salmonidengewässer leer. Äschen-, Bachforellen- und Nasenbestände werden von Kormoranen ausgerottet. Kormorane der Festlandrasse machen die Bemühungen des Fischartenschutzes obsolet. Der Fraßdruck auf die teilweise bereits extrem gefährdeten oder vom Aussterben bedrohten Fischarten in den europäischen Binnengewässern und die Schäden in der europäischen Fischwirtschaft haben ein nicht mehr hinnehmbares Ausmaß erreicht.

Ein umfassendes, wirksames und

nachhaltiges Regulierungskonzept ist zum Schutze der heimischen Ökosysteme in den Fließgewässern und ihrer gefährdeten Fischbestände und der heimischen Erwerbsfischerei unerlässlich. Die einzig wirksamen Methoden zur Verminderung der Kormoranschäden in Deutschland und darüber hinaus in ganz Europa sind die Reduzierung der Brutkolonien der Binnenlandrasse und die letale Vergrämung. Die bisherige Haltung von Natur- und Vogelschutz gegen ein europaweites Kormoranmanagement ist deshalb zu überdenken. Die Wahl des Kormorans als „Vogel des Jahres 2010“ war jedenfalls kontraproduktiv.

Der nachhaltige Schutz der stark bedrohten, heimischen Fischfauna in den Fließgewässern und der Schutz der heimischen Fischwirtschaft kann ohne Mitwirken der Jäger nicht gelingen. ●

	Phalacrocorax carbo carbo „Atlantische Küstenrasse“	Phalacrocorax carbo sinensis „Binnen- oder Festlandrasse“
Verbreitung	Nordosteuropa von Murmansk, entlang der Atlantikküste Norwegens südwärts bis Frankreich, westwärts über Großbritannien, Irland, die Färöer und Island bis an die Atlantikküste von Nordamerika. In Mitteleuropa nur ausnahmsweise	Mittel- und Westeuropa, Britische Inseln, Osteuropa (Donaudelta, Schwarzes Meer, Ukraine) Zentral- und Ostasien
Lebensraum	Felsige Meeresküsten	Überwiegend im europäischen Binnenland und dem Ostseeraum
Brutkolonien	Vorwiegend Klippenbrüter	Überwiegend Baumbrüter
Zugverhalten	Standvogel, gelegentlich Streuwanderungen	Zugvogel mit differentem Zugverhalten
Heutiges Vorkommen	Heimische Vogelart, die schon immer an Europas Küsten vorkam.	Vermehrtes Auftreten im Binnenland seit etwa 1960
Fischereiliche Bedeutung	Wandert nur selten ins Binnenland und richtet deshalb in der Fischerei und den Fließgewässern nur geringe Schäden an.	Das Massenauftreten im Binnenland führt zu massiven Schäden in den Fischbeständen, den Ökosystemen der Binnengewässer und in der Fischzucht.

Unterscheidungskriterien der Unterarten von Phalacrocorax carbo

Fütterungsverbot – und der Verbiss ist programmiert

Der für ein Jagdrevier tragfähige Rehbestand hängt ganz wesentlich vom Vorhandensein geeigneter Äsung ab. Fehlt diese, zum Beispiel nach der Ernte im Herbst oder den Winter über, muss zweifelsohne gefüttert werden, um einerseits das Rehwild aus den sensiblen Waldbeständen herauszuhalten und andererseits dem Tierschutz gerecht zu werden. Dr. Josef Bauer, Vorsitzender des Ausschusses Wildkrankheiten und Wildernährung im Bayerischen Jagdverband zeigt, worauf dabei zu achten ist.

Der Lebensraum des Rehwildes umfasst grundsätzlich Wald- und Agrarflächen. In Bayern beträgt der Waldanteil laut bayerischem Agrarbericht 2010 knapp 35 Prozent der Landesfläche mit regional stark unterschiedlicher Verteilung. So sind in landwirtschaftlich dominierten Gegenden Jagdreviere mit deutlich weniger als 20 Prozent Waldanteil keine Seltenheit. Hinzu kommt, dass nicht jeder Wald ausreichend Äsung und Deckung für Rehe bietet. Ideal sind laubholzreiche Auwälder, die nahezu ganzjährig Strauch- und Krautäsung sowie ausreichend Deckung bieten. Mittelalte Nadelhölzer ohne Bodenvegetation haben hier Defizite. Fehlen dann in waldarmen Revieren auch noch Deckung und Äsung in der Feldflur, kann die Verbissbelastung auf Verjüngungsflächen unerträglich hoch sein; ganz besonders bei künstlichem Einbringen von Mischbaumarten.

Feldfrüchte bieten nur zeitweise artgerechte Äsung

„Wald vor Wild“ ist nach Artikel 1 des Bayerischen Waldgesetzes eine gesetzliche Vorgabe – übrigens in Deutschland einmalig. Dennoch dürfen die Bestimmungen des Artikels 1 des Bayerisches Jagdgesetzes, nämlich die „Erhaltung und Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen des Wildes“, nicht übergangen werden.

Auch die freilebende Tierwelt ist ein schützenswertes Kulturgut, und sie zu erhalten eine berechnete gesellschaftliche Forderung. Eine artenreiche Flora und Fauna ist ein Indikator für einen gesunden Lebensraum, an dem die Bevölkerung ein großes Interesse hat. Für Biotopverbesserungen kann der Landwirt daher zu Recht eine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln verlangen.

Feldfrüchte und der Grünlandaufwuchs bieten nur zeitweise artgerechte



Foto: E. Marek

Fehlen besonders in waldarmen Revieren Deckung und Äsung in der Feldflur, kann die Verbissbelastung auf Verjüngungsflächen unerträglich hoch sein.

Äsung. So ist das Reh – im Gegensatz zum Rotwild – kein typischer Grasfresser. Intensiv genutztes Grünland mit vier oder fünf Schnitten weist vor allem massenwüchsige Grasarten auf. Die vom Reh bevorzugten Leguminosen, Kleearten und diverse Kräuter fehlen weitgehend. Hinzu kommt, dass vielfach nach jedem Schnitt Gülle ausgebracht wird. Derartige Flächen werden einige Wochen vom Reh gemieden. Auf dem Ackerland dominieren Getreide und Mais, während der Anbau von Hackfrüchten und Ackerfutter stark zurückgegangen ist. Deckung und Äsung sind nur ab der Milchreife gegeben. Die Getreidernte mit leistungsstarken Maschinen verändert die Einstände für das Reh binnen weniger Tage völlig. Positiv ist lediglich, dass sie dann in die Maisbestände wechseln können. Der mit der Mulchsaat ausgebrachte Senf bietet im Herbst und Winter zwar Deckung, wird aber als Äsungspflanze nicht besonders gern angenommen. Gegenwärtige vom Bayerischen Jagdverband (BJV) initiierte Versuche verfolgen

das Ziel, durch Beimischen von gern angenommenen Futterpflanzen den Äsungsbeitrag von Mulchsaatflächen zu erhöhen. Derartige Mischungen dürfen dem Landwirt beim Anbau von Folgefrüchten jedoch keine Probleme – etwa Durchwuchs – bereiten. Winterzwischenfrüchte tragen ebenfalls zum Aufenthalt des Rehs in der Feldflur und so zum Schonen des Waldes bei.

Das Angebot von Naturäsung wie auch eventuell eine zusätzliche Fütterung können nur erfolgreich sein, wenn die ernährungs- und verdauungsphysiologischen Anforderungen des Rehs erfüllt werden.

Das Reh ist die entwicklungs-geschichtlich älteste Hirschart und unterscheidet sich beim Verdauen der Nahrung deutlich von den anderen Wildwiederkäuern. Bemerkenswert ist der relativ kleine und wenig untergliederte Pansen, dessen Schleimhaut stark mit Zotten besetzt ist, was eine schnelle Resorption der von Mikroben abgebauten Nährstoffe ermöglicht. Deshalb äst das Reh im Sommer, das heißt in der Zeit hoher Stoffwechsel-

aktivität, bis zu zwölfmal am Tag – soweit es nicht gestört wird – im Winter ab Mitte Dezember bis Mitte März nur drei- bis viermal.

Weil rohfasergebbaue Mikroben weitgehend fehlen, kann das Reh rohfasereiches Futter im Sommer nur zu maximal 20 Prozent und im Winter nahezu überhaupt nicht verwerten.

Heu ist kein Rehfutter

Heu vom ersten Schnitt ist somit kein Rehfutter. Das Reh bevorzugt grundsätzlich junge, rohfasereiche und wohl-schmeckende Pflanzen, vornehmlich Blüten und Fruchtstände. Die hohe Speichelabsonderung und die damit verbundene Abpufferung des Pansen-pH-Wertes ermöglicht die Ausnutzung von Futter mit hoher Nährstoffkonzentration.

Besonders im Herbst bis Anfang Dezember hat das Rehwild Bedarf an hochkonzentriertem Futter, da es zu dieser Zeit Feistvorräte anlegt. Man spricht hier von der so genannten Herbstmastsimulation. Dieses Körperfett wird im Winter, wo naturgemäß wenig artgerechte Äsung vorhanden ist, „verstoffwechselt“. Ein um bis zu 30 Prozent verringertes Pansenvolumen und die um 30 bis 40 Prozent reduzierten Pansenzotten sind Ausdruck dieser physiologischen Anpassung.

Eine falsche Schlussfolgerung wäre allerdings, dass das Reh im Winter auf jegliche Äsung verzichten kann, da es ja von den Feistvorräten lebe. Zum Aufrechterhalten der Pansenmotilität, also der Beweglichkeit des Pansens, und auch des Darms ist ein Mindestfüllungsgrad des Verdauungstrakts nötig. Der im Winter niedrige Stoffwechsel setzt allerdings voraus, dass das Reh nicht gezwungen wird, Energie zu verbrauchen – etwa durch häufiges Beunruhigen durch Freizeitsportler oder durch Bewegungsjagden im Januar.



Foto: M. Breuer

Das Futter darf aus hygienischen Gründen nicht auf dem Boden ausgebracht werden.

Denn bei einem gehetzten Reh schnell der Energiebedarf um bis zu 400 Prozent in die Höhe.

Ehe man sich zur Frage einer zusätzlichen Fütterung äußert, muss die Notzeit sachgerecht definiert werden. Denn nur in der Notzeit ist die Fütterung grundsätzlich erlaubt, und nach Artikel 43, Abs. 3 Bayerisches Jagdgesetz sogar eine gesetzliche Verpflichtung. Da Bayern sehr unterschiedliche Naturräume aufweist, kann die Notzeit nicht als starre Zeitspanne festgelegt werden. Die häufig noch gebrauchte Definition, dass Notzeit erst dann vorläge, wenn durchschnittlich konditionierte Stücke wegen Äsungsmangel nicht überleben können, ist aus pansenphysiologischer Sicht problematisch, aus Tierschutzgründen nicht hinnehmbar und in der Praxis nicht umzusetzen. Vielmehr besteht Notzeit dann, wenn zwischen dem Nahrungsbedarf und dem Äsungsangebot ein Defizit besteht. Auch wenn der Bedarf im Winter deutlich niedriger ist, so ist er dennoch nicht Null. Eine richtige Notzeitdefinition muss die Ernährungsgänge umfassen, die insbesondere in Abhängigkeit von der landwirtschaftlichen Bodennutzung örtlich und zeitlich auftreten und so schwerwiegend sein können, dass sie zur Futternot führen. Diese Definition steht in Einklang mit wissenschaftlichen Forschungsergebnissen des In- und Auslandes.

Saffutter deckt auch den Flüssigkeitsbedarf

Eine der abgesenkten Stoffwechselaktivität angepasste Fütterung beschränkt sich weitgehend auf die Vorlage von Erhaltungsfutter. Hier sind vor allem silierbiologisch gut gelungene Silagen – Milchsäurevergärung – zu nennen. Obsttrester-, Klee- und Mais-silagen sind landesweit vorhanden. Vorteilhaft für eine gute Aufnahme ist ein Gemisch der genannten Silagen; je mehr Komponenten um so besser für das Reh. Soweit vorhanden, können zusätzlich unzerkleinerte Rüben oder Karotten angeboten werden – davon profitieren auch Hase und Fasan. Mit dem Saffutter wird auch ein Teil des täglichen Flüssigkeitsbedarfs gedeckt, was in schneearmen Wintern nicht zu unterschätzen ist.

Industriell hergestellte Kraftfutterpellets oder Getreidekörner von Gerste, Mais, Hafer – nicht Weizen! – ganz oder gequetscht, können im Herbst insbesondere beim Fehlen von Eicheln und Bucheckern in einer Menge von 100 bis 200 Gramm pro Kilogramm Saffutter

zugemischt werden. Salzlecken sollte man im Winter wegnehmen, da Salz Durst erzeugt und damit verbissfördernd wirkt. An die Schmackhaftigkeit des angebotenen Futters stellt das Reh sehr hohe Anforderungen. Verschimmelteres Futter oder solches mit Fremdgeruch wird nicht angenommen. Aus hygienischen Gründen darf das Futter nicht bodennah ausgebracht werden. Überdachte Tröge oder Silofässer in Äserhöhe müssen vorhanden sein. Damit alle Stücke eines Sprungs gleichzeitig an das Futter gelangen können, sind pro Futterstelle mindestens zwei Tröge in einem gewissen Abstand sinnvoll.

Die von Fütterungsgegnern vorgebrachten Argumente, Fütterung führe dazu, dass das Wild immer mehr zu Haustieren werde, ist ethologisch gesehen abwegig. Ebenso falsch ist, dass durch Fütterung die Vermehrungsrate erhöht würde.

Biotopverbesserung, durch die Rehe auf Äsungsflächen außerhalb des Waldes gelockt werden, und – wo das nicht möglich ist – eine zusätzliche richtige Fütterung können sehr wohl zur Verbissreduzierung beitragen. Ein weiterer Faktor ist ein dem Biotop angepasster Rehbestand. Forderungen wie ein Verbot der Fütterung bei gleichzeitiger Jagdzeitverlängerung bis Ende Januar sind tierschutzwidrig und können Verbiss provozieren. ●

Weitere Informationen zum Thema Rehwildfütterung sind zu finden im

Band 7 der Schriftenreihe des Landesjagdverbandes Bayern: „Rehwild in der Kulturlandschaft“



Kostenlos zu bestellen bei:

Bayerischer Jagdverband

Hohenlindner Str. 12

85622 Feldkirchen

Fax: 089/990234-37

E-Mail: info@jagd-bayern.de



Katharinenberg in Wunsiedel – Herberge für 13 Fledermausarten

Alte Bäume und Totholz verschwinden immer mehr aus unserer Kulturlandschaft, und mit ihnen Wohnraum für zahlreiche Höhlen- und Spaltenbewohner wie die Fledermäuse. Doch wir können etwas dagegen tun und den sensiblen Nachtjägern neue Quartiere anbieten. Rund um die Landesjagdschule des Bayerischen Jagdverbandes in Wunsiedel ist dies auf einzigartige Weise gelungen, wie Stefan Schürmann von der Unteren Naturschutzbehörde Wunsiedel berichtet.



Der Laubwald an der Katharinenkirche bietet Lebensraum für 13 Fledermausarten.

Die Landesjagdschule des Bayerischen Jagdverbandes in der Kreisstadt Wunsiedel ist das Fortbildungszentrum für die bayerischen Jägerinnen und Jäger. Und auch viele Nichtjäger, darunter vor allem Kinder, finden rund um das Schulungsgebäude auf dem Katharinenberg vielfältige Attraktionen wie ein Rotwildgehege oder einen Greifvogelpark.

Des Weiteren macht das Vorkommen vieler verschiedener Fledermausarten den Katharinenberg so einzigartig. Zum einen ist dies sicher seiner Geologie zu verdanken, zum anderen wird hier viel für den Naturschutz geleistet und den Fledermäusen geeigneter Lebensraum zur Verfügung gestellt.

Was die Geologie betrifft, so stellt der Katharinenberg eine bayerische Besonderheit dar. Neben dem geologisch alten Phyllitgestein zieht sich

Marmorgestein von West nach Ost quer durch, ein so genannter Marmorzug. Aus dem Phyllitgestein haben sich feinsandige und schluffige Lehme gebildet, die einen für das Fichtelgebirge guten Ackerboden ergeben. Der rund 18 Hektar große zusammenhängende Laubwald um die Landesjagdschule ist erst um 1811 entstanden, angelegt als Park auf Initiative der Wunsiedler Bevölkerung. Der Katharinenberg gehört heute zu den ältesten Bürgerparkanlagen Deutschlands. Auf der Spitze thront die Ruine der ehemaligen Wallfahrtskirche St. Katharina aus dem Jahr 1350.

Allein im Turm der Katharinenkirche wurden die drei Fledermausarten Großes Mausohr, Braunes Langohr und die Zwergfledermaus nachgewiesen. Insgesamt kommen im Landkreis Wunsiedel 17 Fledermausarten vor, 13 alleine in dem naturnahen, alten Laub-

waldbestand am Katharinenberg und im angrenzenden Röslautal.

Grob unterteilt werden die Fledermäuse in haus- und waldbewohnende Arten. Jedoch nutzen fast alle Arten den Wald zur Nahrungssuche. Die waldbewohnenden Arten bevorzugen Höhlen in Bäumen als Sommerquartier oder Wochenstube, wo sie ihre Jungen aufziehen. Auch beziehen sie in Rissen und Faulstellen sowie in Spechthöhlen Quartier. Letztere sind nur in sehr alten Wäldern zu finden, da Spechte keine Bäume annehmen, die nicht mindestens 80 Jahre alt sind.

Durch das Aufhängen von Kästen unterschiedlicher Bauweise kann das Quartierangebot, besonders in jüngeren Wäldern, deutlich vergrößert werden. So wurden auf dem Katharinenberg 40 Fledermauskästen ausgebracht, die im Laufe eines Jahres belegt, aber zum Teil häufig gewechselt werden.

In den Baumhöhlen und Fledermauskästen konnten das Große Mausohr, die Wasserfledermaus und das Braune Langohr nachgewiesen werden. Je nach Witterung werden son-



Wasserfledermäuse im Fledermauskasten



Die ehemaligen Bierkeller auf der so genannten Kellergasse werden von den Fledermäusen als Winterquartier genutzt.

nigere oder schattigere Plätze gewählt. Die Winter sind im Fichtelgebirge in der Regel sehr kalt, so dass die Fledermäuse keine Baumhöhlen zum Überwintern aufsuchen.

Vielmehr finden sie während der kalten Jahreszeit Zuflucht in den Kellern auf der so genannten Kellergasse, über welche die Landesjagdschule zu erreichen ist – eine weitere Besonderheit des Katharinenbergs. Es handelt sich um einen Hohlweg mit insgesamt 48 eingegrabenen Kellern zu beiden Seiten. Die Keller wurden einst als Bierkeller errichtet. Die ersten Bauanträge liegen aus dem Jahr 1835 vor, vermutlich sind einige Keller aber sogar noch älter. Die Keller wurden hier in den verwitterten Marmor, das Kalksilikat und das Phyllit eingegraben.

Fledermausbestand im Winterquartier verdreifacht

Die vielen Spalten im Gestein sind wie geschaffen als Winterquartier für die Fledermäuse. In den vergangenen 20 Jahren konnten in den Kellern acht verschiedene Fledermausarten nachgewiesen werden. Neben der Plassenburg in Kulmbach stellt die Kellergasse das größte von Menschhand geschaffene Fledermauswinterquartier in Nordbayern dar. Durch die Sanierungen der Keller und das Anbringen von Hohlblocksteinen in spaltenarmen Kellern, in Verbindung mit den angebrachten Kästen, konnte der Fledermausbestand im Winterquartier verdreifacht werden.

So haben elektronische Geräte die Rufe von Bart-, Bechstein-, Fransen-, Mücken-, Zwerg-, Rauhaut-, Nord- und Mopsfledermaus aufgezeichnet.

Bart-, Mücken-, Rauhaut- und die sehr seltene Mopsfledermaus beziehen darüber hinaus gerne Rindenspalten toter Bäume, die in Wäldern grundsätzlich selten sind. Gerade in den Parkanlagen müssen aber absterbende Bäume aus Sicherheitsgründen gefällt werden.

Um dennoch Lebensraum für die spaltenbewohnenden Arten zu schaffen, ist geplant, im nächsten Frühjahr vermehrt Flachkästen aufzuhängen.

Dies ist auch der richtige Zeitpunkt für die Jägerinnen und Jäger, um an ihren Kanzeln solche Flachkästen anzubringen. Im Frühjahr aufgehängt, werden sie meist noch im selben Jahr angenommen. Diese Kästen verjüngen sich vom circa drei Zentimeter großen Einflugsplatt aus nach oben auf etwa einen Zentimeter. Der Einflug befindet sich hinter der durch eine Schweißbahn geschützten Vorderfront. Das Loch am Landebrett ist einer Spechthöhle nachempfunden.

Durch den vermehrten Holzeinschlag gehen derzeit viele Spalten- und Höhlenbäume verloren, und das nicht nur im Wald sondern auch in der frei-



Drei Große Mausohren in einem Keller am Katharinenberg

en Feldflur. Mit ihnen verschwinden also auch die Behausungen der Fledermäuse.

Um den Fledermausbestand in der Feldflur und im Wald zu erhalten, ist eine vorübergehende Hilfe durch das Ausbringen von Kästen dringend notwendig, bis genügend alte Bäume nachgewachsen sind und Totholz nachkommt.

Wenig Sinn macht es, pauschal einen Kasten je Hektar aufzuhängen. Genau so empfiehlt es sich, nicht in allen Revierteilen neue Quartiere anzubieten. Es sollte dort begonnen werden, wo bereits Fledermäuse fliegen, um den bestehenden Bestand zu stützen.

Die schmalen Flachkästen mit einer Breite von 15 bis 20 Zentimetern eignen sich gut, um sie an Bäumen aufzuhängen. Jagdkanzeln oder Feldscheunen vertragen auch die mit 60 bis 80 Zenti-



Die Jäger sollten nächstes Frühjahr Flachkästen für Fledermäuse aufhängen.

meter breiteren Fledermausflachkästen.

Die Kästen sollten grundsätzlich an der Ostseite aufgehängt werden. Hier wird es morgens schön warm und mittags nicht so heiß. Nord- und Westseite werden erfahrungsgemäß nicht angenommen.

Aus Sicherheitsgründen sind die Kästen in einer Höhe von drei Metern aufzuhängen. An wenig begangenen Stellen kann man sie aber auch in einer Höhe von etwa anderthalb Metern anbringen.

Wasserfledermäuse und Braune Langhoren nehmen solche Möglichkeiten allerdings nur in Form von künstlichen Fledermaushöhlen (s. Bild S. 6 unten) an.

Meistens wird das Angebot an Kästen sehr schnell genutzt, woran zu erkennen ist, wie groß die Wohnungsnot dieser Tiergruppe im Wald und in der Feldflur ist. ●

Verpächter und Pächter entscheiden

Wildschäden im Wald werden oft kontrovers beurteilt. Die beste Methode, um zu einer einvernehmlichen Beurteilung zu kommen, ist der gemeinsame Waldbegang von Jägern und Waldbesitzern. Dazu hat der Bayerische Jagdverband einen Leitfaden entwickelt, wie eine Waldbegehung mit Vertretern der Jagdgenossenschaft und der Jagdpächter organisiert und durchgeführt werden soll.

Um möglichst viele Meinungen einholen zu können, ist es zu empfehlen, dass auch Hegegemeinschaftsleiter, Jagdberater, Vertreter von Vereinen und von Jagd- und Forstbehörden, aber auch lokale Prominenz wie Bürgermeister oder der Landrat zum Waldbegang eingeladen werden.

Der wichtigste Teil des Leitfadens befasst sich dann mit allen Fragen, die beim Waldbegang geklärt werden müssen. Das beginnt mit der vorrangigsten Frage, welche waldbaulichen Ziele der jeweilige Waldbesitzer verfolgt. Gerade dieser Punkt wird leider oft zu wenig beachtet, obwohl die meisten Folgemaßnahmen davon abhängen. Der Leitfaden zählt dann viele weitere Punkte auf, die zu klären sind – etwa ob die bisherige Bejagung ausreicht, ob Schwerpunktbejagung notwendig ist, Schutzmaßnahmen die Situation verbessern können oder wie Biotopverbesserungen helfen und vieles mehr.

Ein zentraler Punkt ist auch, ob sich Wildverbiss sicher erkennen lässt. Denn auch anderes Getier geht an die Bäume, zum Beispiel Mäuse, Kaninchen, Hasen, Eichhörnchen, dazu Insekten. Aber auch Mikroorganismen oder Frost und Trockenheit können Jung-



Gemeinsam geht es besser: Waldbesitzer und Jäger besprechen vor Ort, was ihrer Meinung nach für Wald und Wild richtig ist.

bäume schädigen. Nicht zu vergessen ist der Biber, und sogar wir Menschen schaden dem Wald, etwa bei der Holzernte. Zum leichteren Bestimmen der Verursacher von Waldschäden wird in Kürze einen Sonderdruck des „Revierkuriers“ erscheinen, der ausführliche Informationen mit vielen Bildbeispielen liefert.

Der Leitfaden „Der Revier- und Waldbegang“ enthält auch Tipps für Jäger, wie sie Schäden minimieren können, aber auch wie die Jagdgenossen –

insbesondere die Waldbesitzer – ihren Beitrag zur Schadensminderung leisten können. Vor allem aber zeigt er, was Jäger und Jagdgenossen zusammen tun sollten, um die gemeinsame Verantwortung für das Gedeihen des Waldes wahrzunehmen. GM

● Der Leitfaden für den Revier- und Waldbegang ist zu finden auf der Homepage des Landesjagdverbandes Bayern www.jagd-bayern.de, Menüpunkt „Jagdpraxis“, Unterpunkt „Vegetationsgutachten“.



Neu: Schriftenreihe des Landesjagdverbandes Bayern, Band 19, „Der Hirsch und der Wald – von einem abgeschobenen Flüchtling und seinem ungeliebten Exil“

Sammlung der Fachvorträge des 5. Rotwildsymposiums der Deutschen Wildtier Stiftung in Zusammenarbeit mit dem Landesjagdverband Bayern, 1. bis 3. Dezember 2010 im Deutschen Jagd- und Fischereimuseum München

Kostenlos zu bestellen bei:
Bayerischer Jagdverband
Hohenlindner Str. 12
85622 Feldkirchen
Fax: 089/990234-37
E-Mail: info@jagd-bayern.de

Impressum:

Herausgeber: Bayerischer Jagdverband (BJV) · Hohenlindner Straße 12 · 85622 Feldkirchen · Telefon 089 / 99 02 34 0 · Fax 089 / 99 02 34 37, Internet: www.jagd-bayern.de, E-mail: dr.reddemann@jagd-bayern.de

Präsident des Bayerischen Jagdverbands: Prof. Dr. Jürgen Vocke

Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Joachim Reddemann, BJV-Hauptgeschäftsführer • **Redaktion:** Stephanie Schlicht, Günter Heinz Mahr (Leitung)

Layout: Doris Dröge • **Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten** (für Kreisgruppenvorsitzende und Hegegemeinschaftsleiter)